



Keine Angst vor Richard Strauss

Die Wiener Symphoniker machen der Staatsoper beinahe Konkurrenz

PETER HAGMANN

Als Star gibt er sich nicht, das widerspricht seinem Naturell. Als Star gehandelt wird er auch nicht, er ist ja schliesslich Schweizer. Mit dem Dirigenten Philippe Jordan verbindet sich zuallererst – die **Musik**. Natürlich geht es auch bei dem 43-jährigen Zürcher nicht ohne Ego; Interpretation nimmt erst Gestalt an, wenn ein Ich zu sprechen beginnt (und im besten Fall etwas zu sagen hat). Aber bei Jordan ist die Subjektivität von einer ganz eigenen Klarheit und auf das **Kunstwerk** allein gerichtet; sie wird gezielt und absolut spürbar, wenn auch fern jeder Selbstdarstellung eingesetzt. Das kann von erregender Wirkung sein und den offenen Zuhörer, die wache Zuhörerin ganz schön beanspruchen.

Symphoniker mit Profil

Zu erfahren ist das etwa dann, wenn Philippe Jordan mit den Wiener Symphonikern auftritt, dem **Orchester** der Stadt Wien, dem er seit 2014 als Chefdirigent verbunden ist. Mit Jordan, der die Aufgaben in Wien ebenso ernst nimmt wie jene als **Musikdirektor** an der Pariser Nationaloper, hat das **Orchester** enorme Fortschritte erzielt. Es ist längst nicht mehr das Aschenputtel neben den Wiener Philharmonikern. Dank der Aufbauarbeit im Technischen, der Konsequenz in der Programmgestaltung und der interpretatorischen Schärfung hat es ein Profil gewonnen, mit dem es den Kollegen aus der Wiener Staatsoper ernsthaft nahe tritt. Beispiel dafür ist der von Jordan verfolgte Bruckner-Zyklus, bei dem den sinfonischen Riesengebirgen Stücke aus dem Repertoire der Moderne vorangehen. Bruckners Achte zum Beispiel folgte auf eine sinnfällige, bewegende Eröffnung mit György Kurtágs «Stele» und wirkte dann doppelt intensiv.

Zu erleben war es jetzt aber auch in Zürich, in der Tonhalle Maag, wo die

Wiener Symphoniker im Rahmen der **Migros-Classics-Konzerte** ihre Aufwartung machten – bei «Don Quixote» etwa, der Tondichtung von Richard Strauss. Was in dieser Partitur steckt, die Gäste aus Wien liessen es ohne Abstrich hören; sie boten eine vielgestaltige, auch witzig erzählende Auslegung. Zweisprachig aufgewachsen und in der französischen wie der deutschen **Klangkultur** beheimatet, hat Jordan zumal den Bläsern eine hohe Sensibilität im Farblichen eröffnet. Auf der anderen Seite sorgt die alte deutsche Aufstellung mit den beiden Geigengruppen links und rechts des Dirigenten für eine Plastizität im Dialogischen, die Strauss' Tondichtung geradezu szenische Kontur verleiht. Das war am Zürcher Abend auch das Verdienst des ungemein brillanten Cellisten Gautier Capuçon, der sich trefflich mit dem restlos souveränen, locker agierenden Solobratscher Herbert Müller verstand.

Adornos Verdikt verblasst

Herrschte hier ein kammermusikalischer Zugang, so ging es beim «Heldenleben» entschieden zur Sache. Ja, «Don Quixote» und «Ein Heldenleben», die beiden von Strauss als Schwesterwerke empfundenen Tondichtungen, standen an dem mit Begeisterung aufgenommenen Abend nebeneinander – sehr sinnvoll war das. Umso sinnvoller, als Philippe Jordan der **Musik** von Richard Strauss ohne Scheu begegnet. Die Verdikte Theodor W. Adornos sind für ihn Geschichte; der Emphase, der klanglichen Pracht und der pompösen Geste bleibt er nichts schuldig. Wenn in «Don Quixote» Dulcinea besungen wird, wenn im «Heldenleben» (unter tadelloser Beteiligung des Konzertmeisters Anton Sokorow) die Gefährtin des Komponisten in Erscheinung tritt, zeigen die Wiener Symphoniker ihr Bestes, weshalb die **Musik** zu vibrierender Emotionalität findet. Bei allem Rausch, bei aller Kraft bleibt jedoch die Transparenz, darin liegt wie im Pariser «Ring» von 2010/11 die Besonderheit, voll und ganz erhalten. In seiner Weise ist das beispielhaft.